



Nicolai Lilin

Freier Fall

suhrkamp nova

Nicolai Lilin

Freier Fall

Aus dem Italienischen von
Peter Klöss

Suhrkamp

*Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel:
Caduta libera*

© 2010 Giulio Einaudi editore s. p. a., Torino

*Die Arbeit an der Übersetzung wurde gefördert durch ein Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds
e.V.*

Umschlagmotiv: Stefano Fusaro / www.libreidee.org

*Das vorliegende Buch beruht auf wahren Begebenheiten,
es ist ein verzerrtes Abbild des Erlebten.*

*Geändert habe ich neben den Namen der Personen,
Einheiten und Orte auch die zeitliche Abfolge,
in der sich die Ereignisse zugetragen haben.*

L.

Suhrkamp eBook Berlin 2011

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

*Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.*

*Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.*

Umschlag: Göllner, Michels

ISBN 978-3-518-74780-3

www.suhrkamp.de

FREIER FALL

Daheim war's mir zu langweilig, in Mamas Schoß,
Da rief mich eines schönen Frühlingstags das geliebte Vaterland zu den Waffen.
Jetzt ist mir nicht mehr langweilig, die Zeit fliegt schneller als eine Kugel ...
(russisches Soldatenlied)

Ein Bürger, der sich nach Erhalt des Einberufungsbescheids zum Wehrdienst nicht beim zuständigen Kommissariat meldet, ohne einen gesetzlich zulässigen Grund dafür vorbringen zu können, gilt als »Deserteur« und wird nach dem Gesetz der Russischen Föderation verurteilt.
(aus dem Gesetz über den Wehrdienst der Russischen Föderation, Artikel 31, Absatz 5)

Ich lief und ließ meinen Schatten auf die steinerne Straße fallen,
die Stiefel hatten meine Füße ruiniert, meinen Helm hätte ich am liebsten weggeschmissen,
der Gewehrkolben schlug gegen meine Arschbacken, und ich dachte an die Frauen ...
Ich stolperte über die Steine, fluchte so gut ich nur konnte.
E-eh, verdammt, die Armee bin ich, unsere Armee, das bin wirklich ich ...
(Aus Die Armee bin ich des russischen Liedermachers S. Trofimow)

Eine Tochter, die Nutte wird, bereitet der Familie weniger Schande als ein Sohn, der Soldat wird.
(Altes russisches Sprichwort)

Als ich achtzehn wurde, hatte ich schon jede Menge Geschichte erlebt. So wie die Welt, nur dass ihre Geschichte viel komplexer war als meine.

Mein Heimatland war dabei, sich in ein Reich des Absurden zu verwandeln. Der Kapitalismus, den alle so sehr herbeigesehnt hatten, ließ weiter auf sich warten. Es regierte die Mentalität der Diebe, jener, die auf schnelles Geld aus waren, die schlauer sein wollten als Gott. Wie mein Großvater sagte: »Ein jeder versuchte Gott den Bart abzureißen und ihn sich selbst anzupassen.«

In Transnistrien wurde über nichts anderes geredet als die westliche Gesellschaft. Die USA und Europa waren das lebende Beispiel für wirtschaftlichen und sozialen Wohlstand, alle wollten verwestlichen und glaubten, wenn sie Markenklamotten trügen, Fastfood äßen und ausländische Autos kauften, würde die Demokratie schon von allein kommen und sich in unserem schönen großen Vaterland etablieren. Es war wie eine ansteckende Krankheit, ein Fieber, dessen Ursprung und Natur sich niemand erklären konnte.

Die postsowjetische Gesellschaft hatte die Werte vernichtet, an die meine Eltern und Großeltern glaubten, jene Menschen, die mich erzogen hatten und die für mich die höchste Stufe menschlicher Weisheit verkörperten. Je mehr die West-Euphorie wuchs, desto unübersehbarer wurden unsere Tage vom Chaos beherrscht.

Und in diesen lustigen Zeiten wurde ich also, wie gesagt, achtzehn.

Eines Frühlingmorgens, als ich das Haus verließ, fand ich im Briefkasten einen weißen Zettel mit einer roten Zeile, die schräg über das Blatt lief, von einer Ecke zur anderen. Darauf stand, dass die Russische Föderation mich auffordert, mitsamt Ausweis zur Musterung zu erscheinen. Dies sei die dritte und letzte Aufforderung, und wenn ich mich nicht innerhalb von drei Tagen einstelle, drohe mir eine Verurteilung wegen, so wörtlich, »Verweigerung der Pflichterfüllung gegenüber dem Vaterland in Form des Militärdienstes«.

Ich hielt den Wisch für lächerlich, eine reine Formalität, ohne Bedeutung. Ich ging nach Hause, nahm meinen Ausweis und machte mich, ohne mich auch nur umzuziehen, in Hauslatschen auf den Weg zu der angegebenen

Adresse, am anderen Ende der Stadt, wo sich eine alte russische Militärbasis befand.

Am Eingang zeigte ich den Wachposten meinen Brief, und sie öffneten schweigend das Tor.

»Wohin muss ich gehen?«, fragte ich einen.

»Immer geradeaus, ist sowieso egal ...«, antwortete mir ein Soldat ohne große Begeisterung und sichtlich genervt.

Idiot, dachte ich noch und ging zu einem Büro mit dem Schild: »Abteilung Wehrdienst und Neuzugänge«.

In dem Büro war es stockfinster, man konnte fast nichts erkennen. Ganz hinten war ein kleines Fenster in der Wand, ein Schalter, durch den ein schwaches gelbes, deprimierendes Licht sickerte. Zu hören war nur das Klappern einer Schreibmaschine.

Als ich näher kam, sah ich eine junge Frau in Uniform, die an einem kleinen Tisch saß, mit einer Hand auf der Schreibmaschine tippte und in der anderen ein Teeglas hielt. Sie nippte an dem heißen Tee und pustete häufig in das Glas, damit er schneller abkühlte.

Ich lehnte mich über den Tresen und reckte den Kopf: Da sah ich, dass die Frau unter dem Tisch eine aufgeschlagene Zeitschrift auf den Knien hielt und in einem Artikel über russische Musikstars las, mit dem Foto einer Sängerin, die auf dem Kopf eine Krone mit Pfauenfedern trug. Das deprimierte mich noch mehr.

»Hallo, entschuldigen Sie bitte, ich habe das hier bekommen«, sagte ich und hielt ihr den Zettel hin.

Die Frau drehte sich zu mir um und sah mich einen Augenblick so verwirrt an, als wüsste sie gar nicht, wo sie sich befand und was hier vorging. Offensichtlich hatte ich sie aus ihren Gedanken und Träumereien herausgerissen. Rasch nahm sie die Zeitschrift und legte sie umgekehrt hinter die Schreibmaschine, so dass ich sie nicht sehen konnte. Dann stellte sie das Teeglas ab und nahm mir ohne aufzustehen schweigend das Blatt mit der roten Zeile aus der Hand. Einen Augenblick starrte sie darauf und fragte dann mit gespenstischer Stimme:

»Papiere?«

»Welche Papiere, meine?«, fragte ich plump und zog meinen Pass und den Rest aus der Hosentasche.

Sie sah mich genervt an und sagte gepresst:

»Na, meine wohl kaum.«

Sie nahm meine Papiere entgegen und legte sie in einen Tresor. Dann holte sie ein Formular aus einem Regal und begann es auszufüllen. Vorname, Familienname, Geburtsdatum und -ort, Wohnanschrift. Dann kamen persönlichere Fragen. Nachdem sie auch noch die Personalien meiner Eltern aufgenommen hatte, sagte sie:

»Schon einmal verhaftet worden, schon einmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten?«

»Also, ich bin noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten, aber das Gesetz offensichtlich schon mal mit mir ... Verhaftet wurde ich schon x-Mal, ich weiß nicht, wie oft. Und im Jugendgefängnis war ich zweimal.«

Bei diesen Worten ging eine Veränderung in ihr vor. Sie zerriss das Formular, das sie gerade ausfüllte, und nahm ein anderes, größeres, über das schräg eine rote Zeile lief, wie bei meinem Brief.

Wir fingen wieder von vorne an, noch einmal sämtliche Personalien, diesmal jedoch auch Details meiner Vorstrafen: Nummer des betreffenden Paragraphen und Datum des Urteils. Dann war der Gesundheitszustand dran: Krankheiten, Impfungen, ob ich Alkohol oder Drogen konsumierte, ob ich Zigaretten rauchte. Eine Stunde ging das so ... Da ich nicht mehr genau wusste, wann ich verurteilt worden war, erfand ich einfach irgendwelche Daten und bemühte mich, zumindest ungefähr den Monat zu treffen.

Als wir fertig waren, versuchte ich ihr zu erklären, dass es sich um einen Irrtum handeln müsse, ich hätte einen Antrag gestellt und sei für sechs Monate vom Wehrdienst befreit, weil ich eine Ausbildung abschließen und danach studieren wolle. Wenn alles nach Plan lief, fügte ich hinzu, würde ich in meiner Heimatstadt Bender eine Sportschule eröffnen.

Sie hörte sich alles an, aber ohne mich anzusehen, und das machte mich irgendwie nervös. Dann gab sie mir ein Blatt: Darauf stand, dass ich von diesem Augenblick an Eigentum der russischen Regierung und mein Leben gesetzlich geschützt sei.

Ich verstand nicht, was das konkret bedeuten sollte.

»Das bedeutet Folgendes: Wenn du versuchst zu fliehen, dich selbst zu verletzen oder dich umzubringen, wirst du wegen Beschädigung von Regierungseigentum belangt«, sagte sie mit eisiger Stimme.

Plötzlich kam ich mir vor wie in einer Falle, alles um mich herum wirkte noch viel erdrückender und makabrer als vorher.

»Hör mal«, platzte ich heraus, »ich pfeife auf euer Gesetz, ich bin ein Krimineller und damit basta. Wenn ich in den Knast muss, meinetwegen. Aber die Waffen deiner Scheißregierung werde ich nie und nimmer anfassen ...«

Ich war wütend, und als ich anfing zu fluchen, fühlte ich mich sofort stark, stärker als diese absurde Situation. Ich war sicher, absolut sicher, dass ich den Mechanismus, der über mein Leben bestimmen sollte, aufhalten konnte.

»Wo zum Teufel ist hier ein General, oder wie bei euch die Verantwortlichen heißen? So einen will ich sprechen, du verstehst mich ja offenbar nicht!«, sagte ich drohend, aber sie sah mich nur mit dem gleichen teilnahmslosen Blick an wie vorher.

»Wenn du den Oberst meinst, der ist da, aber ich glaube nicht, dass du bei dem was erreichst ... Versuch lieber, die Sache nicht noch schlimmer zu machen, ich kann dir nur raten, dich ruhig zu verhalten.«

Ein guter Rat, wenn ich heute darüber nachdenke. Was sie da sagte, war wichtig, das weiß ich jetzt, sie wollte mir einen besseren Weg zeigen, aber damals war ich blind.

Mir ging's beschissen. Das gibt's doch nicht, dachte ich, heute Morgen war ich noch ein freier Mensch, hatte Pläne für den Tag, für meine Zukunft, für den Rest meines Lebens, und jetzt sollte ich durch einen blöden Wisch meine Freiheit verlieren. Am liebsten hätte ich aufgeschrien und irgendjemanden angebrüllt, um meine Wut rauszulassen. Das brauchte ich jetzt einfach. Deshalb unterbrach ich sie und schrie sie an:

»Herr Jesus Christus! Wenn ich mit einem sprechen will, dann mache ich das und basta! Wo zum Teufel ist der, der hier das Sagen hat, der General oder was auch immer?«

Sie stand auf, sagte, ich solle mich beruhigen, mich auf die Bank setzen und eine Viertelstunde warten. Aber da war gar keine Bank. Verdammt noch mal, wo bin ich hier bloß gelandet, sind hier alle verrückt geworden, dachte ich, während ich im Dunkeln wartete.

Plötzlich ging eine Tür auf, und ein Soldat mittleren Alters rief meinen Namen.

»Mitkommen, Nicolai, der Oberst erwartet dich!«

Ich schnellte hoch wie eine Feder und rannte auf ihn zu, um möglichst rasch aus diesem ekelhaften Loch rauszukommen.

Wir gingen hinaus auf einen kleinen Platz, der von weiß gestrichenen Gebäuden gesäumt war, an denen Propagandaplakate und Schilder mit Exerzierübungen hingen. Wir überquerten den Platz und betraten einen lichtdurchfluteten Raum mit großen Fenstern und vielen Topfblumen. Zwischen den Pflanzen stand eine Bank und daneben ein großer Aschenbecher.

»Warte hier vor der Tür, der Oberst wird dich reinrufen. Wenn du willst, kannst du rauchen.«

Der Soldat war nett und sprach in freundschaftlichem Ton zu mir. Inzwischen hatte ich mich beruhigt und fühlte mich etwas sicherer: Jetzt käme ich endlich zu Wort, und es würde sich alles aufklären.

»Vielen Dank, mein Herr, aber ich rauche nicht. Tausend Dank für Ihre Freundlichkeit.« Auch ich versuchte möglichst freundlich zu sein, um einen guten Eindruck zu machen.

Der Soldat grüßte und ließ mich allein. Ich ließ mich auf der Bank nieder, schaute aus dem Fenster und lauschte den Geräuschen der Soldaten, die nun draußen auf dem Platz exerzierten.

»Links, links, eins, zwei, drei!«, brüllte verzweifelt der Ausbilder, ein junger Mann in makelloser Uniform, der mit einem Zug Rekruten marschierte, die offenbar keine große Lust zum Exerzieren hatten.

»Nicolai, mein Sohn, komm herein!«, rief eine grobe Männerstimme, die trotz des freundlich säuselnden Tons etwas Falsches an sich hatte, ein unheilvoller Unterton klang durch.

Ich ging zur Tür, klopfte an und fragte, ob ich eintreten dürfe.

»Immer herein mit dir, mein Sohn!«, tönte die freundliche Stimme. Sie gehörte zu einem sehr kräftigen Mann, der an einem riesigen Schreibtisch saß.

Ich trat ein, schloss die Tür und wollte nähertreten, als ich plötzlich wie angewurzelt stehenblieb.

Der Oberst war um die fünfzig und sehr kräftig. Auf seinem kahlrasierten Schädel prangten zwei lange Narben. Die Uniform war ihm zu eng, sein Hals war so dick, dass der Kragen spannte und jeden Augenblick zu platzen drohte. Seine Hände waren so mächtig, dass man die Fingernägel kaum sah, weil sie im Fleisch der Wurstfinger fast versanken. Ein eingerissenes Ohr wies ihn als professionellen Ringkämpfer aus. Sein Gesicht sah aus, als wäre er einem sowjetischen Propagandaplakat aus dem Zweiten Weltkrieg entsprungen: grobe Gesichtszüge, breite, gerade Nase, große, entschlossene Augen. Auf seiner rechten Brust baumelte ungefähr ein Dutzend Orden.

Gott steh mir bei, der ist ja schlimmer als ein Köter^[1] ... Mir schwante, wie dieses Treffen ausgehen würde. Ich wusste nicht, wie ich anfangen sollte, bei so einem hatte ich eh keine Chance, zu sagen, was ich eigentlich sagen wollte.

Plötzlich, während er noch in eine Mappe blickte, die genauso aussah wie die, in denen die Köter Informationen über Kriminelle sammeln, begann er zu reden und riss mich aus meinen Gedanken.

»Ich lese hier deine Geschichte, mein lieber Nicolai, und ich muss sagen, du gefällst mir immer besser. In der Schule warst du keine große Leuchte, eigentlich warst du überhaupt kaum da, dafür hast du trainiert, sogar in vier verschiedenen Sportarten ... Das ist gut, auch ich habe in meiner Jugend viel Sport getrieben, Lernen ist was für Eierköpfe, echte Männer treiben Sport, bereiten sich auf den Kampf vor ... Du hast Ringen, Schwimmen, Marathon und sogar Schießen trainiert ... Sehr gut, das sind die besten Voraussetzungen, ich glaube, du wirst es in der Armee weit bringen ... Nur einen kleinen Schönheitsfleck gibt es. Du hast zwei Vorstrafen, wofür? Hast du gestohlen?« Er sah mir durchdringend in die Augen, und hätte er gekonnt, hätte er mir auch ins Gehirn geschaut.

»Nein, ich habe nichts gestohlen, ich bestehle niemanden ... Ich habe zweimal jemanden verprügelt, angeklagt wurde ich wegen ›versuchten Mordes in Tateinheit mit schwerer Körperverletzung‹.«

»Macht nichts, mach dir deshalb keine Sorgen ... Ich habe mich früher auch geprügelt, das kann ich sehr gut verstehen! Männer müssen sich ihren Platz in der Welt erobern, um sich zu beweisen, und das geht am besten bei einer Schlägerei, da stellt sich schnell heraus, wer was taugt und wer nicht.«

Er redete, als wollte er mir einen Preis verleihen. Ich war unschlüssig, ich wusste nicht mehr, was ich sagen sollte, vor allem nicht, wie ich ihm erklären sollte, dass ich unter gar keinen Umständen Wehrdienst leisten wollte.

»Hör zu, mein Sohn, deine Vorstrafen, deine Gerichtsverfahren und der ganze Rest interessieren mich nicht. Für mich bist du ein anständiger Junge, Gott schütze dich, und ich werde dir helfen, weil du mir sympathisch bist. Alles was du gemacht hast, habe ich hier schriftlich, dein ganzes Leben seit dem ersten Schultag.« Er schlug die Mappe zu, verschnürte die Bänder und legte sie auf den Tisch. »Ich lasse dir die Wahl, was ich nur bei Menschen tue, die mir besonders am Herzen liegen. Entweder schicke ich dich zu den Grenztruppen, an die Grenze zu Tadschikistan: Da kannst du Karriere machen, und wenn du gern auf Berge steigst, bist du da genau richtig. Oder ich schicke dich zu den Fallschirmjägern, das ist was für Profis: In einem halben Jahr bist du Unteroffizier, und Karriere kannst du da auch machen, nach einer gewissen Zeit kannst du dich zu den Spezialeinheiten melden, selbst mit deiner Vergangenheit. Die Armee wird dir alles geben: Geld, Wohnung, Freunde und eine Beschäftigung auf deinem Niveau. Also was meinst du, wohin möchtest du lieber?«

Ich hatte das Gefühl, völlig sinnloses Zeug zu hören, den Monolog eines Verrückten. Die Armee würde mir alles geben, was ich schon hatte: Wie sollte ich ihm bloß erklären, dass ich keine Beschäftigung auf meinem Niveau brauchte und auch keine Freunde, kein Gehalt, keine Wohnung ...

Ich kam mir vor wie einer, der im falschen Zug sitzt und schlagartig merkt, dass er nicht mehr zurückkann.

Ich holte tief Luft und antwortete:

»Ehrlich gesagt, ich will wieder nach Hause, Herr Oberst!«

Schlagartig veränderte er sich. Sein Gesicht lief purpurrot an, als würde er von einem Unsichtbaren gewürgt. Er ballte die Hände zur Faust, und seine Augen verdüsterten sich wie der Himmel vor einem Unwetter.

Er nahm meine Personalakte und warf sie mir ins Gesicht. Ich schaffte es gerade noch, die Hände zu heben. Die Akte prallte dagegen und öffnete sich, so dass die Blätter durch den ganzen Raum flogen, auf den Tisch, die Fensterbank und den Fußboden.

Ich stand da wie eine Statue und tat keinen Mucks. Er schaute mich hasserfüllt an. Dann brüllte er los, mit einer schrecklichen Stimme, seiner wahren Stimme, wie mir vorkam:

»Mistkerl! Du willst im Dreck verrecken? Das kannst du haben! Du kommst dorthin, wo du dir richtig in die Hosen machst, und zwar so schnell, dass du keine Zeit hast, sie runterzulassen. Und jedes Mal wirst du dabei an mich denken, du Undankbarer! Du willst nach Hause? Ab heute ist die Brigade der Saboteure dein Zuhause! Da werden sie dir beibringen, wie das Leben wirklich ist!«

Während er mich anbrüllte, stand ich reglos da, starr wie eine Salzsäule, eine große Leere breitete sich in mir aus.

Da waren ja die Schläge der Köter noch besser, da wusste ich wenigstens, was mir bevorstand, aber hier, in dieser Situation, stand ich wie der Ochs vorm Berg: Ich hatte eine Heidenangst, denn mit dem Militär kannte ich mich nicht aus, ich wusste weder, warum ich mich bescheißen sollte, noch, wer diese Saboteure waren ...

»Raus hier, sofort raus!«, brüllte er und wies mir die Tür.

Ohne zu grüßen, drehte ich mich auf dem Absatz um und verließ sein Büro. Draußen erwartete mich ein Soldat, der mich militärisch grüßte.

»Unteroffizier Glasunow! Mitkommen, Kamerad!«, sagte er mit einer Stimme, die schepperte wie eine Kalaschnikow, wenn man das Magazin einlegt.

Ein Hund mit Flöhen ist dein Kamerad, dachte ich bei mir, fragte aber unterwürfig:

»Entschuldigen Sie, Herr Unteroffizier, darf ich mal auf Toilette?«

Erstaunt sah er mich an, sagte aber nicht nein.

»Meinetwegen, den Gang runter und dann rechts!«

Ich ging los, er immer hinter mir her, und als ich in die Toilette ging, wartete er vor der Tür.

Ich kletterte zum Fenster hinauf und sprang, da es nicht vergittert war, ohne Probleme ins Freie. Draußen, in dem Garten hinter dem Büro, war kein Mensch.

»Das ist vielleicht ein Irrenhaus hier, nichts wie nach Hause!«

Mit diesem Gedanken machte ich mich auf den Weg zum Ausgang. Dort hielt mich der Wachposten an, ein junger Soldat, vielleicht so alt wie ich, sehr dünn und mit einem schielenden Auge.

»Papiere!«

»Ich habe keine dabei, ich hab nur einen Freund besucht.«

Der Soldat musterte mich misstrauisch.

»Dann zeig deine Ausgangserlaubnis!«

Bei diesen Worten verlor ich den Mut, das Herz rutschte mir in die Hose. Ich beschloss, den Blödmann zu spielen:

»Was für eine Erlaubnis denn, was redest du da, mach das Tor auf, ich muss weg.« Ich ging an ihm vorbei aufs Tor zu, aber er zielte mit dem Maschinengewehr auf mich und brüllte:

»Stehenbleiben oder ich schieße!«

»Aus dem Weg!«, erwiderte ich, packte das Gewehr am Lauf und entriss es ihm.

Der Soldat versuchte mir mit der Faust ins Gesicht zu schlagen, aber ich verteidigte mich mit dem Gewehrkolben. Plötzlich bekam ich von hinten einen heftigen Schlag auf den Kopf, ich spürte, wie mir die Knie weich und der Mund trocken wurden. Ich atmete noch zweimal tief ein, und beim dritten Atemzug verlor ich das Bewusstsein.

Als ich wenige Minuten später wieder aufwachte, lag ich auf der Erde, von Soldaten umringt. Darunter auch der Unteroffizier, der mich eigentlich begleiten sollte, nun aber besorgt umherschlich und allen verschwörerisch zuraunte:

»Nichts passiert, alles in Ordnung; ich verlass mich auf euch, keiner hat was gesehen, ich kümmerge mich schon um ihn.«

Natürlich hatte er Angst, für seinen Leichtsinns bestraft zu werden.

Er kam zu mir und gab mir einen Tritt in die Rippen.

»Wehe, du machst das nochmal, Bastard, dann bringe ich dich eigenhändig um!«

Er gab mir noch ein paar Tritte, dann streckte er mir die Hand hin und half mir beim Aufstehen. Er brachte mich zu einem Gebäude mit vergitterten Fenstern und gepanzerten Türen. Wie im Gefängnis.

Wir gingen hinein, drinnen war es ziemlich dunkel, alles wirkte grau und schmutzig, ungepflegt, verkommen. Am Ende eines kleinen, engen Gangs mit drei gepanzerten Türen tauchte ein Soldat auf, um die zwanzig, dünn, aber mit offenem Gesicht. In den Händen hatte er einen großen Schlüsselbund, mit dem er unaufhörlich hantierte und ein seltsam rasselndes Geräusch erzeugte, das mich in meiner hoffnungslos deprimierenden Lage fast zum Heulen gebracht hätte. Der Soldat schloss eine Tür auf, und der Unteroffizier führte mich in einen winzigen, schmalen Raum mit einem vergitterten Fenster. An der Wand war eine Holzpritsche befestigt.

Ich sah mich um und konnte es nicht glauben. So einfach war das also: Von einem Moment auf den anderen war ich in einer Zelle gelandet.

Im Befehlsston sagte der Unteroffizier zu dem Soldaten, der offensichtlich eine Art Wache war:

»Zum Abendessen bekommt er dasselbe wie alle anderen, aber Vorsicht: Er ist gewalttätig ... Geh nie allein mit ihm zur Toilette, weck lieber deinen Kameraden, damit ihr zu zweit seid, der Kerl ist gefährlich, er hat die Wache am Tor angegriffen, wollte ihr das Maschinengewehr abnehmen.«

Der Soldat mit dem Schlüsselbund musterte mich scheu: Es war klar, dass er mich möglichst schnell hinter Schloss und Riegel bringen wollte.

Der Unteroffizier starrte mich an und sagte:

»Du bleibst hier und wartest!«

Ich starrte zurück, ohne meinen Hass zu verbergen.

»Worauf denn, was hat das alles zu bedeuten?«

»Auf das Ende der Welt, Mistkerl! Wenn ich dir befehle zu warten, dann wartest du gefälligst, und keine Fragen mehr. Hier entscheide ich, worauf du wartest!«

Er gab dem Soldaten ein Zeichen, die Tür zu schließen, und ging triumphierend davon.

Bevor er mich einschloss, kam der Soldat zu mir und fragte:

»Wie heißt du, Kamerad?«

Seine Stimme klang ruhig und nicht boshaft.

»Nicolai«, gab ich leise zurück.

»Ganz ruhig, Nicolai, hier bist du sicherer als bei de-nen ... Ruh dich aus, in ein paar Tagen bringen sie dich zum Zug, der dich nach Russland fährt, zu deiner Dienstbrigade ... Weißt du schon, wohin du kommst?«

»Zu den Saboteuren, hat der Oberst gesagt«, erwiderte ich matt.

Der andere stutzte kurz und sagte dann ganz aufgeregt:

»Die Saboteure! Um Gottes willen, was hast du denn angestellt? Womit hast du das verdient?«

»Ich hatte eine sibirische Erziehung«, antwortete ich, während sich die Tür schloss.

Drei Tage blieb ich in dieser Zelle.

Im Block, diesem improvisierten Durchgangsgefängnis, saßen noch andere ein, ab und zu hörte ich sie: Manche beschwerten sich, viele sagten gar nichts, einer wollte ständig was zu essen. Unsere Essensrationen bekamen wir vakuumverpackt, minderwertiges Zeug, man konnte nicht erkennen, woraus es bestand: Der Zwieback war ganz zerbröseln, da musste irgendwas Schweres draufgelegt haben. Später verriet mir der Wachsoldat, dass Leute wie ich, die »auf den Zug warteten«, die Packungen abbekamen, die beim Transport beschädigt worden waren.

»Dieser Fraß ist ekelhaft, Freund, bring mir doch mal was Besseres mit ... Was weiß ich, ein bisschen Obst oder so ...«, versuchte ich es beim Wachsoldaten, und ab und zu besorgte er mir tatsächlich ein Stück Apfel, einen Pfirsich oder Pflaumen.

»Nicht so zimperlich, Junge«, sagte er, »du wirst dich daran gewöhnen müssen, alles zu essen ... Wo diese Hunde dich hinschicken, wartet bestimmt kein fertiges Abendessen auf dich! Wirst sehen, es kommt der Tag, an dem du dich an diesen Zwieback erinnern wirst, als wäre er das Leckerste auf der Welt!« Und das meinte er keineswegs böse, obwohl er offensichtlich etwas Angst vor mir hatte.

Manchmal unterhielt er sich auch ein bisschen durch das Fensterchen mit mir. Er fragte, woher ich käme, aus was für einer Familie, und warum meine Eltern nicht das Wehrkommando geschmiert hätten, um meine Einberufung abzuwenden. Ich war aufrichtig und erzählte ihm aus meinem Leben, aus der Unterstadt, meinem Heimatviertel in Bender, und nach einer Weile entstand zwischen uns eine Art Vertrauen.

Meine Bedürfnisse erledigte ich in der Kloecke unter dem Fenster. Den Gestank kannte ich schon, es war der gleiche wie im Jugendknast, aber hier gab es nicht mal Zellengenossen, die rauchten und die ich um ein Streichholz hätte bitten können, um ein bisschen Papier in der Schüssel zu verbrennen.

Ich bat den Wachsoldaten um irgendwas gegen den Geruch, und er warf mir ein Tütchen weißes Pulver durchs Fensterchen zu, ein Desinfektionsmittel für Latrinen. Nach einer halben Stunde breitete sich plötzlich ein chemischer Gestank aus, der so stark war, dass ich kaum noch Luft bekam, als hätte man mich in eine Wanne mit Ammoniak geworfen. Ich war kurz davor, ohnmächtig zu werden, und fluchte jedes Mal, wenn ich Luft holen musste.

Am Abend des dritten Tages verkündete mir der Wachsoldat, dass unser Zug eingetroffen sei und wir noch diese Nacht abführen.

Ich hatte beschlossen, während des Transports zu fliehen. Falls sie uns in einem offenen Laster wegkarren, wollte ich abspringen, sobald wir die Militärbasis verließen.

Gegen Mitternacht hörte ich Lärm, Motorengeräusch und Stimmen. Nacheinander wurden die Zellentüren geöffnet und die Leute namentlich aufgerufen. Schließlich ging auch meine Tür auf, und ich stand einem jungen Offizier gegenüber, der mich vom Gang aus musterte. Ein Leutnant, wie ich an den Sternen auf den Schulterklappen erkannte. Er machte keinen üblen

Eindruck auf mich, sein Gesicht wirkte menschlich, beruhigend. Er rief meinen Namen: Auch seine Stimme war ruhig. Ich antwortete: »Das bin ich!«, und er erwiderte in müdem, aber freundlichem Ton:

»Es wäre besser, meine Junge, wenn du von jetzt an lernst, wie ein richtiger Soldat zu antworten. Wenn du deinen Namen hörst, hast du nur ›Jawoll!‹ zu antworten. Verstanden?«

Er sah mich fast an, als würde er mich um einen Gefallen bitten. Da ich ja fliehen wollte, beschloss ich mitzuspielen. Ich nahm Haltung an, so wie ich mir vorstellte, dass ein Soldat sich gegenüber einem Vorgesetzten benimmt, und rief energisch:

»Jawoll!«

»Genau so, sehr gut. Jetzt geh zum Ausgang, da wartet ein Wagen.« Damit wandte er sich der nächsten Zelle zu. Ich starrte seinen Rücken an und brüllte wieder:

»Jawoll, danke!«

Der andere würdigte mich keines Blickes, machte nur eine unwillige Geste mit der Hand, wie unter Freunden, die sich nach einem gemeinsam verbrachten Tag trennen, um nach Hause zu gehen, ein jeder für sich.

Als ich auf den Vorplatz trat, sah ich einen geschlossenen Militärlaster und zwei Soldaten mit Gewehr im Anschlag.

»Du da! Einsteigen, los, los!«, brüllte mich einer an.

Mir war sofort klar, dass ich keine Gelegenheit zur Flucht bekommen würde, wenn ich erstmal eingestiegen wäre. Reglos stand ich da, wie erstarrt, ich konnte immer noch nicht glauben, dass es wahr war, was mir da widerfuhr.

»Du sollst einsteigen, hab ich gesagt! Bist du taub oder was?«, sagte der andere hämisch und zielte mit dem Gewehr auf mich.

Ich hatte keine Wahl, also kletterte ich auf den Laster, zu den anderen zwanzig. Dann wurde die Eisentür geschlossen, und der Laster fuhr los.

Drinnen war es dunkel, man konnte nicht das Geringste sehen. Ein paar sagten was, fragten nach dem Zug, ob er weit weg stand oder hier in der Nähe, als hätte es irgendwas geändert, wo dieser Zug auf uns wartete. Die anderen waren ruhig, sie wussten schon, wo sie hinkamen. Einer sagte:

»Mir ist das sowieso egal, mein Vater kennt den Kommandanten der Basis, wo sie mich hinschicken. Er hat alles arrangiert, ich werde mich für die Dauer des Wehrdiensts dort verkriechen und mir die Zeit mit den Dorfschönheiten vertreiben ...«

Wie ich ihnen zuhörte, wurde mir bewusst, dass keiner von ihnen sich für sein Leben verantwortlich zu fühlen schien. Ich war in eine Schar Kinder geraten: Für viele war der Wehrdienst das erste Mal, dass sie auf sich gestellt waren, ohne von ihren Eltern verhätschelt zu werden. Eine neue Erfahrung, sagten sie, ein Abenteuer. Ich traute meinen Ohren nicht: Sie würden zwei Jahre ihres Lebens damit verplempern, etwas zu tun, das sich keiner von ihnen freiwillig ausgesucht hätte, und trotzdem waren sie alle zufrieden.

Nach ein paar Stunden erreichten wir den Bahnhof. Er war von einer roten Ziegelmauer umschlossen, mit reichlich Stacheldraht oben drauf. Der Ort erinnerte mich an die Verladestationen der Zentralgefängnisse. Ein Zug mit einer langen Reihe Schlafwagen wartete. Im grellen Licht der Scheinwerfer warteten Dutzende junger Männer wie ich, alle in Zivil. Ein paar hatten eine Reisetasche dabei, als führen sie in die Ferien. Überall standen Wachposten, manche mit Hunden: Alles war genauso durchorganisiert wie damals auf dem Transport ins Gefängnis. Ich ließ jede Hoffnung auf Flucht fahren.

Ich dachte jetzt nur noch darüber nach, wie ich mir eine Zahnbürste und andere notwendige Utensilien besorgen könnte: Als ich von zu Hause weggegangen war, hätte ich mir nicht im Traum vorgestellt, wo ich landen würde, und hatte nichts mitgenommen. Ich fragte einen mit Rucksack, ob er zufällig eine Zahnbürste dabeihätte. Er sah mich komisch an, es war klar, dass er – obwohl größer als ich und viel kräftiger – noch nichts von der grausamen Wirklichkeit des Lebens wusste. Ich lächelte ihn an und versuchte es auf die sympathische Tour:

»Gib mir mal die Zahnbürste, außerdem Zahnpasta, Handtuch und Seife ... Ich zeig dir einen Trick!«

»Was für einen Trick?«, fragte er.

»Einen lustigen Trick, kannst du mir glauben«, sagte ich und zwang mich zu lachen, als ob ich ihn wirklich mit einem Taschenspielertrick unterhalten

wollte. »Gib schon her, solange noch Zeit ist!«

Er sah mich misstrauisch an, aber schließlich überwog seine kindliche Neugier, und er holte eine kleine Tasche aus seinem vollgestopften Rucksack – sein Mütterchen hatte ihm wirklich alles hineingepackt, weil er es beim Militär schön bequem haben wollte. Ohne viel Aufhebens riss ich ihm den Beutel aus der Hand und steckte ihn mir unter die Jacke, während ich weiterging, als ob nichts wäre.

»He, und was ist mit dem Trick?«, fragte der Idiot, noch immer lächelnd. Der Ärmste, er hatte nicht begriffen, dass ich mir gerade seine Sachen unter den Nagel gerissen hatte.

Ich sah ihn hasserfüllt an und blaffte ihn an:

»Verpiss dich, oder ich rei dir die Augen raus, du blödes Stück Scheiße!«

Da kehrte er, voller Scham und Angst, mit gesenktem Kopf, zu seiner Gruppe zurück.

Auf einem kleinen Platz mussten wir uns, jeweils zu viert, in einer Reihe aufstellen. Wir waren mehrere hundert, die Soldaten gingen durch die Reihen und nahmen uns ab, was sie für »unnützlich« hielten, sprich: so gut wie alles. Taschen, Rucksäcke und sämtliche persönlichen Gegenstände wurden umstandslos beschlagnahmt.

Die Soldaten brüllten:

»Geld, Uhren, Schmuck, Zigaretten ... alles aus den Taschen holen!«

Meine Kameraden sahen sich irritiert um. Das machte mich wütend, aber zugleich hätte ich auch fast losgelacht, so wie sie sich verhielten: Die Zartbesaiteten brachen in Tränen aus, sobald sie angebrüllt wurden.

Die Türen der Waggonen öffneten sich, und wir mussten einer nach dem anderen einsteigen. Zwei Soldaten nahmen eine letzte Durchsuchung vor und warfen alles, was sie bei den Jungs fanden, in eine Ecke: Uhren, Kettchen und anderes mehr, bis sich ein hübscher Haufen gebildet hatte. Ich hatte mir den Kulturbeutel in die Unterhose zwischen die Beine gesteckt, direkt unter die Eier, um genau zu sein. Die Soldaten fassten mich nicht an: Ich hob die Arme, um zu zeigen, dass ich nichts in der Hose hatte, und sie ließen mich durch.

Ich setzte mich vors Fenster. Im Gefängnis hatte ich gelernt, dass das der beste Platz war, der sicherste.

Der Zug war noch nicht abgefahren, da fingen die ersten an zu jammern. Ein paar wimmerten wegen einer Ohrfeige, die sie von den Wachen bekommen hatten, weil sie nicht schnell genug in den Waggon gestiegen waren, andere wegen der Sachen, die sie von zu Hause mitgebracht hatten und die nun futsch waren. Es war offensichtlich, dass sie im Leben noch nie so ein Gefühl der Schwäche und Ohnmacht erfahren hatten, wie man es empfindet, wenn man wirklich der Macht in die Finger gerät.

Nach zwei Reisetagen erreichten wir einen Ort, der dem, von dem wir aufgebrochen waren, bis ins Detail glich. Auf dem Appellplatz warteten zahlreiche Soldaten in verschiedenartigen Uniformen. Es war helllichter Tag, und die Jungs drängten sich am Fenster, um sie anzuschauen:

»Siehst du die? Das sind die Panzergrenadiere, die sind wegen mir hier, ich fahre mit denen!«

»Die mit den blauen Mützen sind die Fallschirmjäger, schau, der hat ein Bajonett im Stiefel!«

»Also ich finde, die Infanterie hat die schönsten Uniformen!«

Bei der Heiterkeit in ihren Stimmen wurde mir schlecht, ich wollte so schnell wie möglich aus diesem verfluchten Zug raus.

Die Soldaten öffneten die Waggontüren und befahlen uns, auszusteigen, dann riefen sie uns einzeln auf. Zuerst kamen die dran, die in der Infanterie dienen sollten: Sofort leerte sich der Platz zur Hälfte. Als Nächstes riefen sie die Artilleristen auf, und damit verschwand ein Gutteil der zweiten Hälfte. Dann wurden drei Gruppen gleichzeitig aufgerufen: Fallschirmjäger, Panzergrenadiere und Fahrer. Weitere zwanzig gingen mit Soldaten in dunkelblau-hellblau-weißen Uniformen mit: Speznas, autonome Spezialeinheiten der Infanterie.

Zum Schluss waren wir noch zu dritt. Ein Mann in Zivil erschien, betrachtete uns mit melancholischem Blick und sagte:

»Saboteure, mitkommen!« Ohne auf uns zu warten, drehte er sich um und lief zum Auto, einem gepanzerten Armeegeländewagen, der am anderen

Ende des Platzes stand. Wir sahen uns ratlos an, dann gingen wir hinter ihm her. Plötzlich kam ein Offizier hinter uns her gerannt, der eine Mappe mit Unterlagen in der Hand hielt. Bevor sie mit ihrer Gruppe abgezogen waren, hatten die Vertreter der einzelnen Truppenteile ein Papier voller Stempel und sonstigem Geschmier abgezeichnet. Jetzt schrie der Offizier im Laufschrift, so laut er konnte:

»Zabelin! Kannst du nicht wenigstens einmal abzeichnen, du Hurensohn!«

Der Mann in Zivil ging weiter, als ob nichts wäre. Irgendwann blieb der Offizier stehen und machte fluchend eine wegwerfende Handbewegung in unsere Richtung.

»Scheiß Einheit, ihr seid doch alle unfähig!«, brüllte er.

Der Mann in Zivil blieb vor dem Auto stehen, den Schlüssel in der Hand, und musterte uns.

»Hört zu, Leute, ich bin Oberleutnant Zabelin, euer Ausbilder bei den Saboteuren ... Kann einer autofahren?«

»Ich, Herr Oberleutnant!«, antwortete ich im Brustton eines Komsomolzen, kraftvoll und im Vertrauen auf die Zukunft des Vaterlands.

Er sah mich schief an:

»Wie oft hast du gesessen?«

»Zweimal, Herr Oberleutnant!«, antwortete ich, ohne mit der Wimper zu zucken.

Er stieß einen Pfiff aus und fragte dann:

»Hast du geklaut, hast du mit Drogen gedealt?«

»Nein, Herr Oberleutnant!«

»Aha«, sagte er und erhob die Stimme, »darf man vielleicht mal erfahren, was du angestellt hast, dass sie dich zweimal in den Jugendknast geschickt haben?«

»Ich habe die Gesundheit mehrerer Leute geschädigt, Herr Oberleutnant!«

»Du hast die Gesundheit mehrerer Leute geschädigt? Wie redest du eigentlich, Junge, kannst du dich nicht verständlicher ausdrücken?«

Mir war, als würde ich mit der Seele meines verstorbenen Onkels Sergeij sprechen: Zabelin drückte sich auf die gleiche Art aus, und seine Stimme war in keiner Weise böse oder falsch wie bei den anderen Soldaten.

»Ich habe zwei Typen verprügelt und abgestochen, Herr Oberleutnant! Aber ich habe meine Strafe abgesessen und meinen Fehler eingesehen!« Ich spielte weiterhin den braven Soldaten, indem ich antwortete, wie Soldaten in meiner Vorstellung zu antworten hatten: so schnell, als würde die Zunge Step tanzen.

»Bravo! Du gefällst mir!«, sagte er amüsiert. »Dann nimm doch mal den Schlüssel ... aber pass mit der Gangschaltung auf, die Kiste ist schon älter.«

Er hielt inne, betrachtete uns drei und sagte mit normaler Stimme, ohne eine Spur von Ironie oder Überheblichkeit oder dergleichen:

»Ich möchte, dass ihr nie mehr ›Herr Oberleutnant‹ zu mir sagt, verstanden? Ihr seid jetzt bei den Saboteuren, wir haben keine Dienstgrade, nur Namen, denkt daran. Für euch bin ich einfach der ›Genosse Zabelin‹.«

Dann wandte er sich an mich:

»Los jetzt, lass den Wagen an ...«

Das Lager der Saboteure befand sich in dem der Fallschirmjäger: ein Stützpunkt im Stützpunkt, mit eigenem Zaun, eigenen Wachposten und so weiter. Die Fallschirmjäger lebten ihr eigenes Kasernenleben, wir begegneten ihnen nie.

Unsere Kaserne war ein langgestrecktes, einstöckiges Gebäude, und auf halber Strecke des Ganges befand sich eine Treppe nach unten.

In der ersten Woche wurden wir diversen Tests und Kraftproben unterzogen: Sie wollten unseren Gesundheitszustand und unsere Ausdauer feststellen. Zabelin war unser einziger Ausbilder. Zwar assistierten ihm ein Dutzend Feldwebel, aber die eigentliche Ausbildung besorgte er ganz allein. Mitten in der Nacht, bei völliger Dunkelheit, wurden wir geweckt und mussten in Kampfausrüstung losrennen, mit Waffen und vollgepackten Rucksäcken. Zabelin übernahm die Spitze, die Feldwebel blieben neben und hinter uns, und dann rannten wir los wie eine Horde Wölfe. Es war kein Zuckerschlecken, denn wir bewegten uns auf Trampelpfaden durch den stockfinsternen Wald, rannten Hügel rauf und runter, und jeder Meter Gelände, den wir zurücklegten, kostete enorm viel Kraft. Viele verletzten sich, einer stolperte und brach sich ein Bein, ein anderer übersah einen

Graben und brach sich einen Wirbel. Man sah die Hand vor Augen nicht, aber Zabelin verbot uns, Licht zu machen.

»Ihr müsst euch im Dunkeln zurechtfinden wie Tiere. Die Dunkelheit ist der beste Freund des Saboteurs, ihr müsst sie ausnutzen. Sie ist eure Geliebte, eure Komplizin«, sagte er immer, wenn jemand sich beschweren wollte.

Wir lernten, wie man sich in stockdunkler Nacht orientiert: Es kam darauf an, dass wir zu jedem beliebigen Zeitpunkt wussten, wo unser Stützpunkt war, wie wir das Gewehr luden und wie wir unsere Sachen im Rucksack verstauten. Selbst in der Kaserne waren die Fenster ständig von schweren Läden aus dunklem Holz verschlossen: essen, aufs Klo gehen, waschen, anziehen, unsere Waffen auseinandernehmen und reinigen – alles machten wir im Dunkeln.

Zabelin respektierte mich, weil ich lernte, im Dunkeln zu rennen, ohne Angst hinzufallen, ich ertrug die Anstrengungen, hielt es lange ohne Wasser aus, und vor allem stellte ich niemals sinnlose Fragen, etwas, das er mehr hasste als alles andere.

Nach einer Woche begannen die Schießübungen. Bevor es losging, fragte Zabelin, wer von uns mit Waffen umgehen könne, ob wir schon mal geschossen hätten. Ich und ein paar andere sagten ja, woraufhin er uns befahl, sich ein AKSM-74 Kalaschnikow-Sturmgewehr zu nehmen und ein ganzes Magazin zu verschießen. Ich hatte einen Vorsprung: Neben dem regelmäßigen Scheibenschießen im Sportverein meiner Heimatstadt konnte ich auf die Jagderfahrung mit Großvater Nikolaj in Sibirien zurückgreifen. Während der Besuche dort erlaubte mir mein Vater oft, mit seiner Kalaschnikow zu schießen, obwohl ich noch ein kleiner Junge war.

Als ich dran war, feuerte ich eine spektakuläre Salve ab: Ich traf die Scheibe nicht nur, sondern zertrümmerte sie mitsamt dem halben Gestell, auf dem sie im Boden verankert war.

»Was soll der Unsinn, Sibirer? Wieso hast du nicht aufs Zentrum gezielt?«, fragte Zabelin scheinbar erbost.

»Es macht keinen Spaß, mit dieser Kanone auf ein Strohziel zu ballern, Genosse Zabelin!«, antwortete ich, wie immer der perfekte Soldat. »Wenn ich

unbedingt auf diese Zielscheibe schießen soll, dann gebt mir eine Schleuder, dann macht's wenigstens Spaß!«

Meine Kameraden lachten. Auch Zabelin fiel ein und sagte hörbar amüsiert:

»Na gut, machen wir es so: Wenn du es schaffst, den Rest des Gestells, der stehengeblieben ist, wegzuschießen, schicke ich dich an einen Ort, wo du schießen kannst, so viel du willst!«

»Topp, Genosse Zabelin!«

Ich legte das Gewehr an, zielte auf den Gestellrest, der noch in der Erde steckte, senkte die Kimme einen halben Fingerbreit und schoss, wobei ich den Abzug langsam, mit viel Gefühl drückte. Das Gestell machte einen Salto und fiel zu Boden.

»Gut, Nicolai, du hast dir einen Platz im Scharfschützenkurs verdient: Ab morgen bist du dem Genossen Feldwebel Jakut unterstellt!«

Von da an verließ ich jeden Tag für vier Stunden die Hauptgruppe und stieß für die individuellen Ausbildung zu einer kleinen Einheit, die aus zwölf Mann bestand. Der Scharfschützenausbilder war ein Feldwebel sibirischer Herkunft, wie ich, weshalb er Jakut genannt wurde, weil er aus Jakutien stammte. Er war in Ordnung und wusste alles über den Krieg, er hatte in vielen bewaffneten Konflikten gekämpft: Er war Experte für »kleine Dienstreisen«, wie wir unter uns die äußerst gefährlichen Sondereinsätze im Krieg nannten. Er sprach wenig; die meiste Zeit brachte er uns die Grundlagen des Schießens mit dem Präzisionsgewehr bei, erklärte uns, wie man das Zielfernrohr optimal einsetzte und wie man andere Scharfschützen entdeckte und Jagd auf sie machte. Das Prinzip war einfach: sich langsam bewegen und nicht gesehen werden, geduldig und hochkonzentriert sein; wie auf der normalen Jagd.

Nach einem Monat hatte ich einen Weg entdeckt, wie ich heimlich aus der Basis rauskommen konnte, wobei mir das in der Ausbildung Gelernte von Nutzen war. Und so raffte ich eines Abends meine wenigen Sachen zusammen und überwand die beiden von Posten bewachten Zäune. Wie ein Schatten glitt ich hindurch, an Mauern entlang, doch als ich die Basis hinter

mir hatte und schon dachte, ich hätte es geschafft, stand plötzlich Zabelin vor mir, ein Eis essend.

»Möchtest du auch eins?«, fragte er mich ungerührt.

»Von mir aus, immerhin etwas ...«

Ich wusste nicht, was er mit mir vorhatte, aber etwas sagte mir, dass es nichts Schlimmes war. Ich folgte ihm zum parkenden Auto. Wir fuhren in die Stadt, es war zwei oder drei Uhr nachts: Wir hielten vor einer Art Nachtlokal, in dem Fernfahrer einkehrten, wo man sich mit einer Prostituierten ins Auto verzieht.

Wir setzten uns und aßen, ohne ein Wort zu wechseln, irgendein Fleischgericht. Er trank große Schlucke Wodka dazu. Mir bot er auch welchen an, aber ich lehnte ab: Ich blieb lieber nüchtern. Wir aßen schweigend, danach bestellte Zabelin zwei Zitroneneis. Als die fette, erschöpfte Kellnerin sie zu uns an den Tisch gebracht hatte, begann er endlich zu sprechen:

»Hör zu, Nicolai. Ich weiß nicht, in welchem Puff du geboren und aufgewachsen bist, aber ich versichere dir, dass sich hier in der Armee niemand dafür interessiert, wer du bist. Du existierst nicht, hier bist du eine Nummer, und wenn du einen Fehler machst, löschen sie dich aus wie eine Nummer. Ich bin überzeugt, dass du das Zeug zu einem tüchtigen Saboteur hast, und das, glaube ich, ist deine einzige Chance, um mit heiler Haut davonzukommen. Bald wirst du zweifellos tief in der Scheiße sitzen und mir noch oft dafür danken ...« Er sprach leise, ohne Anzeichen von Verdruss, während er langsam sein Eis aß.

Auch ich aß das Eis und dachte nicht ans Militärgefängnis, in das er mich, wenn er gewollt hätte, problemlos hätte schicken können. Das einzige, was mich in diesem Augenblick interessierte, war, herauszufinden, wie er mich erwischt hatte, wo ich doch geglaubt hatte, vorsichtig und unsichtbar zu sein. Unterdessen sprach er weiter:

»Wenn du aus meiner Einheit abhaust, wirft das ein schlechtes Licht auf mich, kann sein, dass ich deswegen Schwierigkeiten mit dem Oberkommando bekomme. Ich will aber keine Schwierigkeiten mit denen, verstanden? Deserteure kommen ins Militärgefängnis, das weißt du doch, nicht wahr? Hast du eine Ahnung, was das bedeutet? Denk nicht, dass du alles gesehen

hast, nur weil du zweimal im Jugendknast warst ... Kurz und gut, Nicolai, ich schicke dich für drei Tage in die Putzkolonie, das sind die Leute, die hier das Militärgefängnis in Schuss halten, nicht weit vom Stützpunkt. Und wenn du wiederkommst, liegt es an dir, ob du noch mal abhauen willst oder lieber tust, was wir alle tun müssen, gezwungenermaßen ...«

Wir kehrten ins Lager zurück, ich ging zum Schlafen in die Kaserne und wurde morgens von einem Feldwebel geweckt, der sich über mich lustig machte:

»Los, du Graf von Monte Christo, ab ins Gefängnis, die warten schon!«

Während meine Kameraden weiterschlieften, zog ich mich an und ging hinaus auf den Vorplatz. Ein Auto mit drei Soldaten und einem Leutnant wartete auf mich. Wir stellten uns vor, und nachdem die militärischen Formalitäten erledigt waren, fuhren wir los, ins Gefängnis.

Zabelin hatte in seiner Beschreibung dieses Ortes nicht übertrieben. Die gefangenen Soldaten mussten im Hof im Kreis gehen, sie trugen alte verblichene Militäruniformen mit großen weißen Zahlen auf dem Rücken und wirkten wie eine einzige dunkelgraue Masse; sie waren beängstigend abgemagert und versuchten verzweifelt, so zu tun, als würden sie marschieren. Es war der schauerlichste Ort, den ich je gesehen hatte.

Ein Soldat mit Schlagstock stand in der Mitte und rief Kommandos:

»Links, links, zwei, drei, vier!« Er hatte eine Pfeife aus Eisen im Mund, die an einer Schnur um den Hals befestigt war.

Plötzlich pfiff er, und alle ließen sich zu Boden fallen, flach wie Baumstämme, Hände über dem Kopf. Nur einer blieb stehen.

Der Soldat schrie ihn beinahe hysterisch an:

»Du! Hast du die Pfeife nicht gehört?« Als er sah, dass der andere nicht reagierte, trat er rasch auf ihn zu. Die Knie des Häftlings zitterten so stark, dass man sie fast gegeneinander schlagen hörte, aber er hielt sich auf den Beinen. »Verdammte Scheiße, bist du taub?«, brüllte der Soldat, der sich direkt vor ihm aufgebaut hatte. Und ohne Vorwarnung schlug er mit dem Schlagstock auf ihn ein, Rücken, Hals, Kopf. Der arme Teufel fiel auf die

Knie, und seine Hose wurde sofort nass. Er weinte, flehte den Soldaten an, ihn nicht mehr zu schlagen. Aber der lachte ihn nur aus:

»Du Stück Scheiße, du Verräter, hast dir in die Hose gemacht! Was fällt dir ein?« Und dann schlug er wieder auf ihn ein. Der Häftling lag jetzt auf dem Boden und bekam die Tritte der Soldatenstiefel ab.

Das Entsetzlichste war, dass sich die Szene in absoluter Stille abspielte. Keiner der Anwesenden atmete, als wäre die Luft an diesem Ort leer, ohne Sauerstoff, ohne irgendwas. Wir waren wie in einer Blase, die verhinderte, dass man mitbekam, was in ihr geschah.

Meine Aufgabe war es, zusammen mit sechs anderen sauberzumachen und das Essen in die Blöcke zu bringen, wo die Gefangenen eingesperrt waren. Keiner war geistig intakt. Sie wirkten wie in einem Zustand der Starre: Sie antworteten nicht auf Fragen, benahmen sich wie Tiere, hasteten von einer Ecke der Zelle zur anderen und blieben wie angewurzelt stehen, sobald man sie ansah, als hätten sie Angst, erwischt zu werden. Sie lebten nach den einfachen Befehlen der Pfeife: Sie aßen auf dem Zellenboden sitzend, dann marschierten sie im Hof, empfingen die Schläge, ließen die Erniedrigungen und Quälereien der Wachen über sich ergehen, und abends legten sie sich schlafen, nur damit am nächsten Morgen alles wieder von vorn anfing ... Sie durften nicht miteinander kommunizieren, jede Aktivität, die sie zum Denken hätte anregen können, war verboten. Sie waren unrettbar verloren, derart traumatisiert, dass sie – wie mir später ein Wachposten bestätigte – sich nicht mehr in die Gesellschaft einfügen konnten, wenn sie entlassen wurden. Viele brachten sich um, manche lebten auf der Straße, bis sie im nächsten Winter erfroren.

Als ich nach drei Tagen in diesem Gefängnis auf die Basis zurückkehrte, beschloss ich, das Schicksal nicht mehr in Versuchung zu führen, und fügte mich in den Tagesablauf des Ausbildungslagers.

Wir Saboteure hatten keine eigene Uniform, wir trugen Zivil, wie zu Hause: Da wir hinter der Feuerlinie, in Feindesland, operieren sollten, durften wir nicht erkannt werden. »Das Wichtigste«, sagte Zabelin stets, »sind die Schuhe.« Stiefel, erklärte er uns, hätten den Soldaten in Kriegszeiten oft

schmerzende Füße beschert, deshalb sollten wir alle Turnschuhe tragen, damit wir uns bequem und leicht fortbewegen könnten.

Zabelin brachte uns die unschätzbaren »Regeln des Überlebens und der Brüderlichkeit unter den Saboteuren« bei, wie er sie nannte – Gebote, die jeder von uns auswendig lernen musste: Ziel war es, einen eigenständigen Clan mit einem Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Armee aus uns zu machen. Die Regeln waren klar: Saboteure gehorchen niemandem außer ihrem Kommandanten; Saboteure dürfen unter keinen Umständen in andere Einheiten der Armee versetzt werden; Saboteure dürfen im Gefecht ihre Gefallenen nicht zurücklassen ... Erlitt eine Gruppe größere Verluste und wurde von den anderen getrennt, durfte sie sich unter keinen Umständen hinter die Operationslinie zurückziehen. Die einzige erlaubte Alternative war drastisch: Selbstmord. Deshalb trug jeder eine persönliche Handgranate bei sich, mit der er in dem Fall, dass die Einheit keine Munition mehr hatte und eingeschlossen war, sich und die anderen in die Luft sprengen sollte. Extreme Regeln, die mir nicht sonderlich gefielen. Vor allem begriff ich nicht, wieso man sich umbringen sollte und weshalb im Unterschied zu allen anderen Waffengattungen der russischen Armee in der Strategie der Saboteure ein Rückzug nicht vorgesehen war.

Zudem hatten wir, anders als die restliche russische Streitmacht, nichts mit dem Dienstrecht zu schaffen. Jeder russische Soldat muss das Militärgesetzbuch vielleicht nicht auswendig, aber doch mindestens in den Grundzügen kennen. Wir haben dieses Buch nie in Händen gehalten, so wie keiner von uns je gelernt hat, wie man auf vorgeschriebene Weise marschiert oder grüßt.

Dafür war unsere Bewaffnung besser als die der restlichen Armee. Die Fallschirmjäger hatten Kalaschnikow-Sturmgewehre mit einklappbarem Schaft und Schalldämpfer, der auf den Mündungsfeuerdämpfer aufgesetzt wurde, sowie eine Munition mit verringerter Pulvermenge, damit die Patrone mit geringerer Wucht explodierte und die Kugel unter Schallgeschwindigkeit blieb. Dadurch war die Waffe, verglichen mit Infanteriegewehren, deutlich leiser.

Im Kampfeinsatz wurden die Dämpfer oft abmontiert; sie störten, und während einer Operation war es schwierig, sich die richtige Munition zu besorgen. Für den Einsatz an vorderster Front bekam man die typischen Kalaschnikow-Magazine, während man die Spezialmunition in der Waffenkammer »bestellen« musste, und das war nicht sehr bequem. Deshalb montierten alle statt eines Schalldämpfers einen Mündungsfeuerdämpfer, wenn sie irgendwo einen fanden, häufig bei den toten Feinden. Mit etwas Glück fand man einen selbstgemachten, der seinen Zweck perfekt erfüllte: das Mündungsfeuer beim Schießen komplett zu verbergen.

Meine Kameraden und ich verfügten über zwei Modelle von Präzisionsgewehren. Das eine war die klassische Dragunow mit langem Lauf, die sich gut für große Entfernungen eignete. Mit einem solchen Gewehr mit modifiziertem Abzug und verlangsamer Nachladung konnte ein erfahrener Soldat – vorausgesetzt, er hatte die geeignete Munition – aus bis zu einem Kilometer Entfernung treffen. Dieses Gewehr kam vor allem im Feld zum Einsatz, es eignete sich für Aktionen auf freiem oder hügeligem Gelände. Das andere Gewehr war eine Variante für Spezialeinheiten: ein VSS mit abklappbarem Schaft, einfach abzunehmender Optik für leichteren Transport sowie integriertem Schalldämpfer. Ich mochte diese Waffe, sie war leicht und treffsicher und ließ einen nie im Stich. Insbesondere die Optik war so robust, dass sie nicht gleich kaputtging, wenn sie mal hinfiel oder einen heftigen Stoß abbekam. Das VSS war absolut geräuschlos, dafür benötigte es einen bestimmten Typ Spezialmunition. Die maximale Reichweite betrug dreihundert Meter, daher eignete sie sich für den Häuserkampf, wo man sich aus kurzer Distanz beschoss. Auch bei Erkundungs-, Aufklärungs- und Sabotageeinsätzen erwies es gute Dienste. Mit dem VSS waren oft die Begleiteinheiten der Sturmtruppen ausgerüstet, um den Feind unter Kontrolle zu halten, ohne entdeckt zu werden.

Wir lernten Fallschirmspringen: anfangs am helllichten Tag, nach ein paar Tagen dann nur noch nachts.

Die Vorstellung, mich aus einem Flugzeug zu stürzen, machte mir Angst, und ich spürte keinerlei Lust, es auszuprobieren. Das erste Mal musste